

Rilkes Paris  
1920 • 1925 |  
*Neue Gedichte*

*Rilke*

Blätter der Rilke-Gesellschaft

30 | 2010

*Wallstein*

Rilkes Paris 1920 · 1925  
*Neue Gedichte*

Im Auftrag der Rilke-Gesellschaft  
herausgegeben von  
Erich Unglaub und Jörg Paulus



WALLSTEIN VERLAG

Zuschriften an die Redaktion:

Dr. Jörg Paulus  
Technische Universität Braunschweig  
Institut für Germanistik  
Bienroder Weg 80  
38106 Braunschweig  
E-Mail: [j.paulus@tu-bs.de](mailto:j.paulus@tu-bs.de)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2010  
[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)  
Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond  
Druck: Hubert & Co, Göttingen  
ISBN 978-3-8353-0829-9

CURDIN EBNETER

»... *les deux êtres que je voudrais voir tous les jours* ...«

Die Beziehungen Rilkes zu Catherine Pozzi und  
Paul Valéry im Zeitraum 1924-1926

Das Hauptinteresse dieses Beitrags gilt – nach einer biographischen Einbettung – dem brieflichen Austausch zwischen Catherine Pozzi und Rilke, der bis heute nur in französischer Sprache vorliegt.<sup>1</sup> Im Anschluß daran wird ein wichtiger Aspekt des Verhältnisses Rilke-Valéry wenigstens kurz berührt. Dazu angeregt hat mich eine Bemerkung des verehrten Dichters und Übersetzers Philippe Jaccottet, wonach es sich bei Rilkes schrankenloser Bewunderung für Paul Valéry um einen gewissen Mangel an Klarsicht (*lucidité*) handle; er, Rilke, habe den Abgrund übersehen, der ihn, im Wesentlichen, vom französischen Dichter trenne.<sup>2</sup> Dies kann man, so mein ich, auch anders sehen.

Catherine Pozzi (1882-1934) und Paul Valéry (1871-1945) durchmaßten in den Jahren von 1920 bis 1928 alle Höhen und Tiefen der Leidenschaft, des geistigen Austauschs und der Identifikation bis hin zum Wesenstausch, zum »tu sum«, ich bin du. Es war eine heimliche und stets gefährdete Beziehung mit dem seit 20 Jahren verheirateten Vater dreier Kinder, eine Liebe, bei der es Perioden von Entfremdung und Eifersucht gab, von Trennung und Wiederannäherung, von Verweigerung bis hin zum beiderseitigen kalkulierten Verrat. Man geht wohl nicht fehl, wenn man Haß und Rivalität als fast schon natürliche Äußerungsformen von Pozzis Liebesverhalten bezeichnet.

So etwa in die Mitte dieser Beziehung fällt in den Jahren 1924/25 der von Paul Valéry angestoßene Briefwechsel zwischen Rilke und Catherine Pozzi. Bevor wir uns diesem nähern, empfiehlt sich ein Blick auf die biographischen und sozialen Hintergründe. Ein detailliertes Bild von Catherine Pozzis Art und Lebensbahn vermittelt das 1988 in Paris erschienene Buch des amerikanischen Pozzi-Forschers Lawrence Joseph: *Catherine Pozzi, une robe couleur du temps*. Einen noch lebendigeren Einblick gewinnt man bei der Lektüre von Catherine Pozzis schon 1987 erschienenem *Journal 1913-1934*, das 1995 auf Deutsch im Insel-Verlag, dann als Taschenbuch bei Suhrkamp unter dem Titel *Paul Valéry – »Glück, Dämon, Verrückter« / Tagebuch von Catherine Pozzi* veröffentlicht wurde. Die deutsche Fassung beschränkt sich auf die Jahre 1920-1928, das heißt auf den Zeitraum der Beziehung mit Valéry. Lawrence Joseph, dem Gründungsvater der Pozzi-Forschung, verdanken wir auch den erst 2006 publizierten, von vielen verloren oder zerstört geglaubten, nun aber fast 700 Seiten umfassenden Briefwechsel zwischen Catherine

1 RMR/Catherine Pozzi: *Correspondance 1924-1925*. Éd. établie et présentée par Lawrence Joseph. Paris 1990. Künftig: CPO.

2 Philippe Jaccottet schreibt in seiner Monographie *Rilke* (Neuauf. Paris 2006, S. 153): »[...] cette admiration sans réserves, qui témoigne de son ouverture d'esprit et de sa réelle modestie, n'était pas absolument lucide, et lui faisait oublier l'abîme qui le séparait, sur l'essentiel, du poète français.«

Pozzi und Paul Valéry, *La flamme et la cendre* (Die Flamme und die Asche). Nichts erscheint treffender als dieser Titel, dessen Metaphern in ähnlicher Form auch in einem Brief Rilkes an Nanny Wunderly-Volkart vorkommen.<sup>3</sup> Schon 1999 war Catherine Pozzis Briefwechsel 1926-1934 mit Jean Paulhan erschienen. Andere Briefwechsel, wie etwa jener mit Ernst Robert Curtius, einem ihr wichtigen Freund, harren noch der Publikation. Eine weitere ergiebige Quelle, auch zu Pozzi und Rilke, stellt Michel Jarretys jüngst erschienene Biographie über Paul Valéry dar.<sup>4</sup>

Neben Catherine Pozzis *Journal*, das nach dem Urteil von Peter Hamm »in diesem an bedeutenden Tagebüchern nicht armen Jahrhundert zu den bedeutendsten zählt«,<sup>5</sup> sei auch hingewiesen auf ihre 1927 erschienene, autobiographisch getönte Erzählung *Agnès* sowie auf die 1935, das heißt im Jahr nach ihrem Tod unter dem Titel *Peau d'Âme* (Seelenhaut) publizierten philosophischen Fragmente, hervorgegangen aus dem poetisch-philosophischen Essay *De Libertate*. Im selben Jahr 1935 erschienen auch nachgelassene Gedichte. Es sind jene sieben kanonischen Gedichte, die sie als ihre einzig gültigen betrachtet und in welchen sie zu einer starken und unverwechselbaren Stimme findet. Ihre Titel lauten: *Ave, Vale, Scopolamine, Nova, Maya, Nyx* und *Mesures*.

\*

Ohne die biographischen Hintergründe im Detail ausleuchten zu wollen, seien hier doch einige Fakten genannt, die zur Erhellung des Folgenden, wie ich hoffe, ein wenig beitragen.<sup>6</sup> Was Catherine Pozzi mit Paul Valéry vereint, ist unter anderem die zum Teil italienische Herkunft. Valéry war durch seinen Vater korsischer, durch seine Mutter genesischer Abstammung. Die Familie Pozzi ist im 16. und 17. Jahrhundert im zeitweise bündnerischen Veltlin nachgewiesen, wo damals ein Kampf zwischen Spanien, Österreich und Frankreich um die Alpenpässe wütete. Es war die Zeit des Jürg Jenatsch und der politisch wie konfessionell geprägten Bündner Wirren, in deren Folge die Pozzi als Wiedertäufer ins Puschlav fliehen mußten, von wo aus zwei Jahrhunderte später, 1788, ein Domenico Pozzi nach Frankreich auswanderte.

Catherines Großvater Benjamin Pozzi war ein strenggläubiger Pastor, demokratisch gesinnt und politisch aktiv. Seine Enkelin wird nach seinem Vorbild eine metaphysische Doktrin vertreten, die sie mit der experimentellen Wissenschaft ihrer Zeit in Einklang zu bringen versucht. Ihr Vater Samuel Pozzi setzt die strenge protestantische Linie nur bedingt fort. Er ist ein hochbegabter Arzt und innovativer

3 Rilke berichtet ihr am 28.1.1925 von seinem Besuch bei Catherine Pozzi: »[...] c'était doux et douloureux, elle est éteinte et ardente sous cette pauvre cendre de maladie ...« (es war sanft und schmerzlich, sie ist erloschen und glühend unter der armen Asche ihrer Krankheit). RMR: *Briefe an Nanny Wunderly-Volkart*. 2 Bde. Hrsg. von Rätus Luck. Frankfurt a. M. 1977, Bd. II, S. 1043. Künftig: NWV.

4 Michel Jarrety: *Paul Valéry*. Paris 2008. Künftig: Jarrety.

5 Peter Hamm: »Unglückliche Helden der Liebe«. In: *Die Zeit*, 40/1995.

6 Dieser biographische Überblick stützt sich auf die eingangs erwähnten Quellen, besonders auf die Biographie und die Werk- und Briefausgaben Lawrence Josephs.

Chirurg, der mit berühmten Ärzten wie Paul Broca und Lister in Edinburgh arbeitet und in Paris ab 1901 den ersten Lehrstuhl für Gynäkologie innehat. Dieser positivistisch denkende, wie ein italienischer Renaissance-Fürst aussehende und allseits beliebte Mann heiratet eine begüterte, katholische, monarchistisch gesinnte Frau aus Lyon, sodaß sich Catherine Pozzi als Lyoneserin fühlt und damit als Geistesverwandte der gleichfalls mit Italien verbundenen Louise Labé. Samuel Pozzi, Mitglied der medizinischen Akademie und Senator, verkehrt in zahlreichen Salons und scharft die bedeutendsten Wissenschaftler, Politiker, Künstler und Dichter um sich, die das damalige Frankreich zu bieten hat – zunächst an der Place Vendôme, dann an der Rue d'Éna, wo seine großbürgerliche Familie herrschaftlich residiert. Daß seine amourösen Eskapaden dem häuslichen Frieden abträglich sind und in häßlichen Szenen enden, versteht sich am Rande. 1918 wird Samuel Pozzi von einem verwirrten Patienten in der eigenen Praxis ermordet.

Seine 1882 geborene Lieblingstochter Catherine lernt schon in der Kindheit mit einem bayrischen Dienstmädchen Deutsch, mit einer englischen Gouvernante Englisch. Von Hauslehrern erzogen, bleiben ihr außerhäusliche Schulen weitgehend verwehrt, doch setzt sie sich schon mit fünfzehn als Hörerin auf die Bänke der Sorbonne. Im Jahr 1907 entflieht Catherine, jetzt 25, der Atmosphäre ihres Elternhauses durch ein Sommersemester in Oxford. Sie, die sich zeitlebens als unschön empfindet, wirft sich mit einem enzyklopädischen Wissenshunger, der auch noch die Vierzigjährige der 1920-er Jahre beherrschen wird, auf die verschiedensten Materien, von der griechischen Philosophie zur Theologie, von der Physiologie zur Physik und zur Chemie, von den orphischen Mysterien zur Quantenphysik. Ihre philosophischen Interessen reichen von Platon und Plotin bis Kant, Schopenhauer, Nietzsche, Jacques Maritain, Henri Bergson und Julien Benda. In ihr Denken gehen Ideen von William James oder des Physikers und Naturphilosophen Gustav Theodor Fechner ebenso ein wie psychophysische Theorien ihrer Klavierlehrerin Marie Jaëll. Die Annahme scheint berechtigt, daß Catherine Pozzi ihrem Freund Valéry auf manchen Feldern wie Philosophie, Theologie, Mathematik und Sprachen nicht nur ebenbürtig, sondern überlegen war. Ihr Eifer war getrieben vom Drang, den Verstand und die exakten Wissenschaften mit Instinkt und Körper, Intuition und Empfinden in einer unauflöselichen Kontinuität zu sehen. Daher beschäftigt sie sich mit Naturwissenschaften nicht weniger intensiv als etwa mit Pindar, orphischen Mysterien oder indischem Denken. Catherine Pozzi neigt zu umwälzenden esoterischen Erfahrungen, die zum Teil mit dem tragischen Verlust von Geliebten und Freundinnen einhergehen, in den letzten Lebensjahren aber auch unter dem Einfluß von Drogen stehen dürften.

Daß sie damit für den rationalen Skeptiker Valéry zur faszinierenden Gesprächspartnerin, aber auch zum Gegenstand endloser Verwunderung wird, ist nicht weiter erstaunlich. Ihm begegnet sie am 17. Juni 1920 bei einem Pariser Dîner. Im Jahr darauf erfolgt die Scheidung von ihrem Ehemann Édouard Bourdet, von dem sie einen Sohn Claude hat. Im selben Jahr erscheinen *Eupalinos et l'Architecte* und *L'Âme et la Danse*, in denen die Spur Catherine Pozzis ebenso erkennbar ist wie etwa in dem Gedicht *Les Pas* aus *Charmes* (»Car j'ai vécu de vous attendre / Et mon cœur n'était que vos pas«). 1922 erwirbt Catherine Pozzi die Villa »La Collinette« in Vence, un-

weit von Nizza, wo sie nun zumeist den Sommer verbringt, um nur im Winter für wenige Monate nach Paris zurückzukehren.

Dies hat seinen Grund nicht nur in einer Verachtung für das mondäne Leben der Salons, an dem sie rege teilnimmt, ohne sich zugehörig zu fühlen, sondern auch in ihrer Erkrankung, einer Tuberkulose, die sich 1912 erstmals manifestiert und in den 20er Jahren, zumal im Jahr 1924, zur lebensbedrohlichen Gefahr auswächst.

So sehr Catherine Pozzi mit Valéry in vielem übereinstimmt, so sehr stört sie in ihrer moralischen Geradlinigkeit der Umstand, daß Valéry eine klare Grenze zieht zwischen seinem inneren Wesen mit dem unbezähmbaren Drang, Sein in Bewußtsein zu verwandeln, und den pragmatischen Erfordernissen eines Lebens in der Außenwelt. Valéry trennt zwischen Bewußtsein und Handeln, Geist und Person. Catherines ethisch-moralische, christlich grundierte Werte sind für ihn wie für Pozzis Vater nicht verpflichtend, sie hält die Strenge des Denkens denn auch für seine einzige Tugend. In der Pariser Gesellschaft gibt es kaum einen Salon, den Valéry ausläßt, kaum Förderer und nicht zuletzt Damen, denen er nicht seine respektvolle Aufwartung macht. Dieser liebedienende Umgang mit «Hühnern» und «Gänsen» (wie sie es nennt) ruft immer wieder den Zorn Catherines auf ihn herab. Bei aller Nähe zum Milieu der Salons wahrt sie eine kritische, oft gnadenlose Distanz. Anders als seine Freundin ist Valéry jedoch, zumal nach dem Tod seines Arbeitgebers Édouard Lebey, des Leiters der Agentur Havas, auf die Sicherung seines ökonomischen Fortkommens angewiesen.

Auf Valérys Wunsch ordnet Catherine Pozzi seine ausufernden *Cabiers*, die sie besser als er selbst überblickt, und wird von ihm als Nachlaßverwalterin eingesetzt, eine Aufgabe, die wohl spätestens dem Abbruch ihrer Beziehung (1928) zum Opfer fällt. Ihre Krankheit und ihr früher Tod (1934) hätten dieser Arbeit ohnehin ein vorzeitiges Ende gesetzt. Gelegentlich kommt es auch zu Rivalitäten, etwa dann, wenn Catherine Pozzi den Eindruck hat, daß Valéry Gedanken aus ihrem *De Libertate* übernommen hat, ohne ihr auch nur mit einer Silbe zu danken.

Über alles gesehen sind Catherine Pozzi und Paul Valéry in diesen Jahren nach eigenem Bekunden oszillierende Ströme, die sich wechselseitig verstärken. Oft sind sie Spiegel, in denen sich jeder von ihnen selig erschaut, dann wieder Zerspiegel, in denen jeder von ihnen unselig erschauert. Paul Valéry, der sogar seine Emotionen bis ins Letzte beherrschen wollte, hat diese Liebe beinahe aus der Lebensbahn geworfen, wie sich in den *Cabiers* etwa unter dem Leitwort »Eros« verfolgen läßt.<sup>7</sup> Catherine Pozzis Absolutheitsanspruch hat Friedhelm Kemp in einer Besprechung ihres *Journals* treffend umschrieben: »Daß hier ein Absolutes in der Kontingenz, ein Ewiges im Hinfälligen sich manifestieren wollte, ist unverkennbar. Und unverkennbar, daß es die Frau war, die das Außerordentliche, das Äußerste des Außerordentlichen forderte.«<sup>8</sup> Dies möge hier als skizzenhafte Andeutung des Hintergrunds ge-

7 In der Pléiade-Ausgabe ist besonders auf die in Band 2 der *Cabiers* (Paris 1974), S. 405-400, versammelten Texte hinzuweisen.

8 Friedhelm Kemp: »Karin oder der Anspruch des Absoluten. Catherine Pozzis Tagebücher« (1988). Wieder in: »... das Ohr, das spricht«. *Spaziergänge eines Lesers und Übersetzers*. Wien 1989, S. 139-148, hier S. 142.



nügen, vor dem sich in den Jahren 1924-1925 der briefliche Austausch Catherine Pozzis mit Rilke vollzieht.

Am 6. April 1924 besucht Paul Valéry Rilke in seinem Turm von Muzot, dessen Einsamkeit er später als einen «abus d'intimité avec le silence», als übermäßigen Umgang mit der Stille oder übersteigerte Nähe zum Schweigen, bezeichnet.<sup>9</sup> Mein Beitrag kann nicht alles behandeln, was diesem Besuch seit 1921 vorausging und auf ihn folgte, etwa die lobende Vermittlung durch André Gide und Paul Morisse, den Briefwechsel Rilke-Valéry, Rilkes genialische Übertragungen, denen Karin Wais eine Studie von bleibendem Wert gewidmet hat,<sup>10</sup> oder auch die glückliche Begegnung in Anthy bei Thonon am 13. September 1926, nachdem sich die beiden Dichter 1925 in Paris wegen Valérys Zeitmangel im Vorfeld der Wahl in die Akademie nur selten und kurz begegnet waren.<sup>11</sup> Ich setze diese Fakten als bekannt voraus und lege hier den Akzent, wie gesagt, auf Rilkes Briefwechsel mit Catherine Pozzi, dem ich mich hiermit zuwenden will.

\*

Am 10. Juni 1924 schreibt Pozzi an Valéry: »Ai lu du Rilke: c'est un ouvrage *admirable*, un tour de force.«<sup>12</sup> Vielleicht hatte sie Rilkes sechzehn Übertragungen aus Valérys *Charmes* gelesen, deren Manuskript Rilke im Februar an Valéry gesandt hatte. Sechs Tage danach erhält sie von Rilke die von ihm übertragenen *Sonette aus dem Portugiesischen*. Valéry hatte Rilke bei seinem Besuch dazu ermuntert, sie ihr zu senden; ihr Englisch sei so gut wie ihr Deutsch. Pozzis große Bewunderung für Elizabeth Barrett Browning dürfte Valéry zu diesem Vorschlag ebenso bewogen haben wie der Wunsch, seiner Freundin einen eigenen Eindruck und einen Austausch mit dem Übersetzer zu ermöglichen. Nach Auffassung Michel Jarretys besteht jedoch kein Anlaß zur Vermutung, es sei Valéry um das Urteil Catherine Pozzis über Rilkes Übersetzungskunst gegangen. Schon im Dezember 1922 hatte Valéry dem in Zürich lebenden Buchhändler Paul Morisse und einstigen Mitarbeiter des *Mercure de France* in aller Deutlichkeit geschrieben: »J'attache le plus grand prix à sa traduction de mes poèmes. Je sais que personne ne pourra mieux que lui me les transporter en allemand.«<sup>13</sup> Im Juni 1924 berichtet er Rilke von den Wundern, die man ihm von

<sup>9</sup> Paul Valéry: »À Rainer Maria Rilke«. In: *Reconnaissance à Rilke. Cahiers du mois*. August 1926, Nr. 23-24. Auch zitiert bei Jarrety, S. 565.

<sup>10</sup> Karin Wais: *Studien zu Rilkes Valéry-Übertragungen*. Tübingen 1967.

<sup>11</sup> Trotz dieser Belastung sucht Valéry Rilke bald nach dessen Ankunft im Hôtel Foyot auf: »Valéry, affairé et bousculé, était pourtant le premier à venir me voir, il est charmant. Mme Pozzi, hélas, trop mal pour me recevoir!« (an Nanny, 12.1.1925; NWV II, S. 1041). Danach begegnen sich die Dichter eher zufällig im einen oder anderen Salon. Am 25. Mai ist Rilke mit Valéry, Christiane und Hugo von Hofmannsthal bei der Fürstin Marguerite Bassiano in Versailles zu Gast. Am 13. Juli kommt es zu einem gemeinsamen Déjeuner von Valéry und Rilke, fünf Tage vor dessen Rückfahrt in die Schweiz; es ist zugleich der Vorabend von André Gides Abreise in den Kongo. Jarrety, S. 602 und 608.

<sup>12</sup> Übers.: »Habe Rilke gelesen: ein *herrliches* Werk, ein Kraftakt.«

<sup>13</sup> Übers.: »Ich lege größten Wert auf seine Übersetzung meiner Gedichte. Ich weiß, daß sie mir niemand besser als er ins Deutsche übertragen kann.« Unveröffentlichter Brief Valérys

seinen großartigen Gedichten (»magnifiques poèmes«) erzähle. Am 5. September 1924 fügt er hinzu: »Il n'est pas un Allemand que j'aie rencontré qui ne vous mette au premier rang des poètes de votre langue.«<sup>14</sup> Valéry lobt den Dichter von Muzot auch gegenüber Ernst Robert Curtius, der seinen *Cimetière marin* gleichfalls übertragen hat.<sup>15</sup>

In ihrer ersten Antwort an Rilke, den sie «schon ein wenig und noch nicht» kennt, äußert Catherine Pozzi, deren Kindheit und Jugend von deutschen Versen und Rhythmen umflossen war, tiefe Bewunderung. Noch nie habe sie Klang und Schönheit dieser Sprache so vollendet vernommen. Wie sehr bringe er das Manual der Worte zum Klingen (»Quel clavier de paroles et comme vous vous en servez!«). Da er sich mit so viel Genie und Geduld über das Werk von Elizabeth Barrett-Browning und jenes von Valéry gebeugt habe, habe sie den Eindruck, nun ein wenig sein Freund zu sein. Man wisse am Ende nicht mehr, welche Stimme man lieber höre, die seine oder die andern. Dank ihrer Kenntnis des Deutschen werde sie dem Autor des *Cimetière marin* erklären können, daß Rilkes Übertragung ein Wunderwerk sei (»une merveille«); im Übrigen sei Valéry in Etymologie und Syntax von so subtiler Intelligenz, daß er Rilkes Ressourcen zu erraten vermöge. Im Vorbeigehen erwähnt sie noch, daß sie 1913 als Tuberkulosepatientin vier Monate in Montanasur-Sierre geweilt habe, also unweit von Muzot.<sup>16</sup>

Im nächsten Brief fragt sie sich, welcher Zeit Rilke wohl angehöre (»Je ne sais pas de quel temps vous êtes«) und sagt, er habe sein Schloß überweltlich (»hyper-cosmos«) angebracht und erlebe dort wohl jene Zeit, nach der ihm zumute sei, ihr aber sei in *dieser* Zeit unwohl. Was vermöge ein Mensch, der wie sie die Illusionen des Sturm und Drang in sich trage, den Ehrgeiz eines griechischen Metaphysikers und den Stolz eines Häretikers aus dem 13. Jahrhundert? Für Rilkes Freund Valéry sei sie darum ein Objekt des Staunens, er hänge an ihr wie an einem seltsamen Fundstück (»échantillon bizarre«), das einem so leicht nicht mehr begegnen werde.<sup>17</sup>

Rilke betont in der Antwort seine Nähe zu den Dingen, die im Schwinden begriffen seien und fragt dann rhetorisch, ob unser Dasein uns nicht verpflichte, allem Wandel freudig zuzustimmen (»à consentir joyeusement à tout ce qui change«).<sup>18</sup> Dieses »consentement« wird zu einem Schlüsselwort ihrer Korrespondenz.

Dem Wandel so freudig zuzustimmen, fällt Catherine Pozzi schwer, doch wird sie ihren Einspruch erst in einem späteren Brief anmelden. Zunächst teilt sie ihm

an Paul Morisse, datiert vom 1.12.1922. Paris, Bibliothèque Doucet, BS VRY MS 1319; zitiert nach Jarrety, S. 566. Rilke befaßte sich zu diesem Zeitpunkt intensiv mit der Übertragung von Gedichten Valérys. Auf die Teilnahme an einem Vortrag Valérys in Zürich (am 15.11.1922) hatte er aus Geldnot verzichten müssen; er ließ dem Redner zum Gruß ein Körbchen mit Äpfeln aus Muzot zugehen.

14 Übers.: »Ich bin noch keinem Deutschen begegnet, der Sie nicht in die erste Reihe der Dichter Ihrer Sprache stellen würde.« Unveröffentlichter Brief Valérys an Rilke, datiert vom 5.9.1924. Paris, Bibliothèque Doucet, VRY MS 1344-1359; zitiert nach Jarrety, S. 581.  
15 Ebenda.

16 CPo, 21.6.1924, S. 27-29. Die Seitenangaben beziehen sich jeweils auf den französischen Originaltext des Briefwechsels.

17 CPo, 25.6.1924, S. 33-34.

18 CPo, 7.7.1924, S. 36.

mit, sie sei nach einer Rippenfell-Infektion und zwei Lungenentzündungen so schwer tuberkulös, daß viele Ärzte sie aufgegeben hätten. Sie sei so dünn und zerbrechlich, daß ein Windstoß sie umwerfen könne. »Ich bin eine Stimme, die kaum noch ertönt, mein lieber Herr; ein Schatten, ein Rauch, eine Sterbende, etwas, was von Ihrem Weg gewichen sein wird, sobald Sie ihm den Rücken zukehren.«<sup>19</sup>

Und doch geht sie im selben Brief auf Rilkes Frage nach Marthe Bibesco ein, deren Erzählung *Isvor* Rilke an viele Freunde verschenkt hat. Sie kommt auch auf deren Cousine und Rivalin Anna de Noailles zu sprechen, von der sie ihm eine spöttische Beschreibung liefert: Klein sei sie, mit Vogelauge und Vogelstimme, und diese Stimme, stets eine Oktave höher als alle anderen, entströme ihrer weißen Kehle in fortwährenden, durch kein Schweigen gebremsten Kaskaden.<sup>20</sup> Ich widerstehe nicht der Versuchung, auch aus Rilkes Antwort zu zitieren. Er erinnert an seine einzige Begegnung mit Madame de Noailles im Dezember 1909, in Begleitung der Fürstin von Thurn und Taxis: »Während ich ihr half, sich aus einem Mantel mit engen Ärmeln zu befreien, zitternd vor Fucht, ihr einen Flügel zu brechen, warf sie mir über ihre entgleitende Schulter eine erste Frage zu, die voll von ihr selbst war: ›Herr Rilke, wie denken Sie über Liebe und Tod?‹ (Hätte man antworten müssen, es wäre für immer gewesen.) An jenem Abend verdarb ich mir die Möglichkeit, die vielleicht zwischen zwei Wimpernschlägen bestanden hätte, die köstliche Poetin wiederzusehen, für die alles, was nicht sie selbst ist, eine rivalisierende und feindliche Kraft zu sein scheint.« Er, Rilke, sei damals zu sehr mit seiner Rodin-Arbeit beschäftigt gewesen, um dieser zierlichen und gloriosen Erscheinung eine aktive und vollständige Bewunderung zuzuwenden. Vielleicht sei ihm die damit verbundene Gefahr auch zu bedrohlich erschienen.<sup>21</sup> Diese Reminiszenz ändert im Übrigen nichts an Rilkes Bewunderung für die Verse Anna de Noailles, über deren *Bücher einer Liebenden* er 1907 geschrieben hatte.

Catherine Pozzi war Anna de Noailles also nicht sehr gewogen, sie zog ihr deren bescheidene und an sich zweifelnde Schwester Hélène de Chimay bei weitem vor. Anna de Noailles, so glanzvoll sie erscheinen möge, sei nicht sonderlich intelligent. Dem Zufall zu folgen, wie sie es tue, sei im Geistigen nämlich kein Zeichen von Klugheit. Anna werde erst in tausend Jahren Intelligenz verkörpern, wenn ihr Kopf durch den Willen gelenkt sein werde statt durch wahllos erhaschte Bilder (»par l'image de rencontre«) oder die Assonanz von Wörtern. Ein geistiger Bauplan (»dessein intellectuel«) und sogar eine Absicht, ein Ziel (»et même un *dessein*«), dies sei das Merkmal des Geistes. »Wo soll ein Kopf hinführen, der selber nicht weiß, wovon er ausgeht, und noch weniger, wohin er geht! Lieber Rilke, das literarische *Métier* bedarf einer Strenge, die freilich nur wenige von ihm fordern. In Ihren Werken weiß ich sie zu finden.«<sup>22</sup> Daß hier Paul Valéry beinahe im O-Ton aus ihr spricht, ist offensichtlich. Umso gespannter ist man auf die Reaktion des Empfängers.

19 CPo, 14.7.1924, S. 40.

20 Ebenda, S. 41.

21 CPo, 17.7.1924, S. 44 f.

22 CPo, 28.7.1924, S. 51.

Rilke, seit je ein Rühmer des »absichtslos Geformten«,<sup>23</sup> dem allerdings bewußt ist, daß das Ordnende »unter den Kräften des Künstlerischen die unaufhaltsamste ist«,<sup>24</sup> antwortet ihr aus Bern und bekennt, daß er Anna de Noailles Prosa – im Unterschied zu ihrer Lyrik<sup>25</sup> – wegen ihrer Planlosigkeit (»ce manque de »dessin«) und ihrer Wiederholungen nicht mehr verfolge. Die köstliche Monotonie von Vögeln sei kürzer. Dann aber redet er dem Zufall das Wort: Der Zufall, so Rilke, werde stets ein wenig der Mitarbeiter der Dichter sein; ja, er beherrsche sie oft –, und zuweilen, bei den tüchtigsten, wie etwa Valéry, sei er ihren geheimsten Intentionen dienstbar (»asservi«). Der Zufall als gehorsamer Diener, dieser Gedanke durchzieht Rilkes Werk seit dem *Florenzer Tagebuch* von 1897, wo es im Sinne der Genieästhetik heißt: »Es ist ganz offenbar: im Werke des Genies ist das Gesetz das notwendige Zufällige.«<sup>26</sup> Gesetze sind für Rilke demnach etwas Abgeleitetes. Die originäre Setzung des Genies, die sich dem Zufall verdankt, erweist sich im Rückblick als notwendig. Verallgemeinert und zum Gesetz verfestigt, erzieht sie hingegen »Formalisten und ängstliche Pedanten«.<sup>27</sup>

Rilke bezieht hier also eine Gegenposition, wenn auch gemildert durch das einschränkende »stets ein wenig der Mitarbeiter der Dichter« und durch den bewundernden Bezug zu Valéry, dessen durchdringender Geist selbst den Zufall zum gefügigen Helfer mache. Man erinnert sich an Aussagen ähnlicher Art, etwa aus den *Briefen an einen jungen Dichter* (1903): »und auf dem Grunde des Zufalls, der hier vollzogen scheint, erwacht das Gesetz [...]; in den Tiefen wird alles Gesetz.«<sup>28</sup> Auch 17 Jahre später, in einem Brief an Baladine Klossowska vom 26. Dezember 1920, wird vom Zufall gesagt, daß er weiter nichts sei als der gelehrige und geschickte Affe des Gesetzes (»qui n'est que le singe docile et adroit de la loi«).<sup>29</sup> Die Engführung von Zufall und Gesetz erweist sich somit als produktionsästhetische Konstante. Eine von Rilke nicht weiter ergründete Instanz oder Natur ordnet das vordergrün-

23 An Clara Rilke, 26.6.1907. RMR: *Briefe aus den Jahren 1906 bis 1907*, S. 283.

24 An Lou Andreas-Salomé, 10.9.1921. RMR/LAS: *Briefwechsel*. Hrsg. von Ernst Pfeiffer. Frankfurt a. M. 1989, S. 431.

25 Anna de Noailles neuen Gedichtband *Poème d'amour* werde er nach Muzot mitnehmen.

26 *Tagebücher aus der Frühzeit* (= TF). Frankfurt a. M. 1973, S. 51. – Auch Valéry gelangt in seiner Schrift *Anmerkung und Abschweifung* (1919) – ganz ohne Geniekult – zum Schluß: »Was wir dem Zufall verdanken, schlägt immer ein bißchen nach seinem Vater!« In: Paul Valéry: *Leonardo da Vinci. Essays*. Aus dem Frz. von Karl August Horst und Jürgen Schmidt-Radefeldt. Frankfurt a. M. 1995, S. 71 f.

27 TF, S. 51. – Daß solches nur gilt, wo der Zufall beherrscht wird, zeigt sich in Rilkes Brief vom 15.12.1920 an den Arbeiter J. H., der ihm ein Manuskript Gedichte gesandt hatte: »Wenn Sie einen Augenblick [...] auf das Gewoge Ihrer schriftlichen Leistungen hinaus blicken, so wird Ihnen nicht entgehen, wie sehr dort der Zufall mit Ihnen spielt und wie wenig Sie sich erzogen haben, die Feder als *das* zu gebrauchen, was sie vor allem ist: als ein redliches, genau beherrschtes und verantwortetes Werkzeug.« RMR: *Briefe in zwei Bänden*. Hrsg. von Horst Nalewski. Frankfurt a. M. und Leipzig 1991. Bd. II, S. 97.

28 Brief an Xaver Kappus vom 16.7.1903. In: RMR: *Werke*. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden. Hrsg. von Manfred Engel, Ulrich Fülleborn, Horst Nalewski und August Stahl. Frankfurt a. M. und Leipzig 1996. Bd. 4, *Schriften zu Literatur und Kunst*. Hrsg. von Horst Nalewski, S. 526.

29 RMR/Merline [Baladine Klossowska]: *Correspondance 1920-1926*, S. 131.

dig Zufällige einem Muster ein, einer Ordnung, die im Nachhinein als Gesetz erkennbar wird.

Eine weitere Differenz ergibt sich in der Folge durch Catherine Pozzis Rilke-Lektüre. Am 17. August 1924, durch hohes Fieber und die Operation einer Verdickung am Arm geschwächt, dankt sie ihm für die *Sonette an Orpheus*, die er ihr inzwischen übersandt hat (zu den *Duineser Elegien*<sup>30</sup> wird sie sich brieflich nicht äußern); sie lese täglich einige dieser Gedichte. Er schreibe eine sehr schöne und feste Sprache, rhythmisch und formenreich. Sein Wein sei unversiegbar, und seine glückliche und ernste Weisheit erinnere sie an Robert Browning. Dann aber zitiert sie die Eingangsverse der Sonette 12 und 13 aus dem 2. Teil: »Wolle die Wandlung«, »Sei allem Abschied voran« und protestiert, soeben knapp dem Tod entronnen, mit den deutschen Worten: »Nein, Nein, Ich glaube es nicht, will's nicht glauben!« Sie zitiert dann noch die Verse »... und die verwandelte Daphne will, seit sie lorbeern fühlt, daß du dich wandelst in Wind!« Meine Seele sagt nein dazu, ruft sie ihm zu, die sich selbst schon als Schatten fühlt und leicht wie ein Windhauch. Man habe sie mit Platon und den unwandelbaren Dingen erzogen; *to aei on, a-thánaton*, das ewig Seiende, Unsterbliche. Sie habe ihr ganzes Herz, alle Leidenschaft ihres »consentement« darauf verwendet, unter den wechselnden Erscheinungen das Dauernde zu suchen. Und sie fühle sich so sehr dieselbe an Geist und Körper, aller Erfahrung ungeachtet und trotz ihrem Leid.<sup>31</sup>

Rilke kommt nicht umhin, sich ihr zu erklären. Er verweist auf seine Kindheit und Jugend, die von Hindernissen und Widersprüchen erfüllt gewesen sei, von den Zwängen eines ungesunden bürokratischen Regimes und eben nicht von der Klugheit und dem fördernden Verständnis, die er in Catherines frühen Jahren am Werk glaubt. Dann vollzieht er eine Trennung zwischen Leben und Kunst. Im Leben seien solche Kontraste in der Tat schwer zu vereinbaren, in der Kunst hingegen seien Gegensätze, selbst von Ideen, notwendig und könnten am Ende so etwas wie einen alternierenden Rhythmus ergeben. Catherine kann nicht wissen, welch langen Kampf und wie viel Mühe es ihn gekostet hat, jenem »Engel des Jasagens« zuzustimmen, von dem er spricht. Ihre Lektüre des *Malte* hätte sie freilich darauf hinweisen können. Eine so umfassende Zustimmung zum Wandel, so Rilke weiter, setze Ereignisse voller Beständigkeit und Dauer voraus. Auch er könne von sich behaupten, daß er sich an Geist und an Körper ganz und gar derselbe fühle. Wenn er allen Abschieden unendlich zustimme, die der überlegene Rhythmus (»le rythme souverain«) uns auferlege, dann deshalb, weil er den Nebel all dieser Wandlungen sich lichten sehe, »dank unserer Flamme, die sie durchzieht, ohne je zu erlöschen«. <sup>32</sup> Sechs Wochen früher hatte er ihr schon von den »paar Konstanten« geschrieben, die uns kreisen ließen und unbeschadet fortbeständen. Vor deren Hintergrund wirkten die tausend Treulosigkeiten eher belanglos. Durch die widersprüchlichen und im Übrigen nur lose verknüpften Erscheinungen hindurch müsse eine für immer be-

<sup>30</sup> Rilke verspricht ihr am 21.8.1924 die Zusendung eines Exemplars. CPo, S. 69.

<sup>31</sup> CPo, 17.8.1924, S. 61 f.

<sup>32</sup> CPo, 21.8.1924, S. 66-68.

friedete Welt zu erahnen sein.<sup>33</sup> Rilkes Zustimmung zum Wandel der Erscheinungen basiert also nicht auf einer schlichten Hinnahme allen Übels, sondern auf einer über das Individuelle hinausgreifenden Dialektik, die Leben und Tod zumindest in der Kunst als Elemente eines alternierenden Rhythmus begreift, der sich zu einem Ganzen höherer Ordnung fügt. Und so meint Rilke ihr versichern zu können, daß ihre Meinungsunterschiede bei näherem Hinsehen weniger bedeutsam wären, als sie vermutet. Paul Valéry dürfte Rilke schon bei seinem Besuch im April von der angeschlagenen Gesundheit Catherines berichtet haben. Dennoch kommt hier nicht nur Tröstendes, sondern Rilkes wahre Überzeugung zum Ausdruck. Er selber, gesteht er auf ihre Frage hin, sei derzeit eher unglücklich (»plutôt malheureux«) – und doch: auf welchem Boden endgültigen Glücks (»mais pourtant sur quel fond de bonheur définitif«).<sup>34</sup>

Von Marthe Bibesco, Anna de Noailles und Hélène de Chimay war schon die Rede, doch kommt Catherine Pozzi im Laufe der Korrespondenz auf weitere Personen zu sprechen, mutet ihr Rilke doch gelegentlich den Part eines Cicerone durch die Welt der Pariser Salons zu. Zu erwähnen sind da etwa Madame Bulbeau, Henri de Régnier, seit Jugendzeiten mit Catherine befreundet, vor allem aber dessen Ehefrau Marie de Régnier, Catherines engste und treueste Freundin, die einzige Frau, »die eine Seele hat«.<sup>35</sup> Unter dem Namen Gérard d'Houville war sie als Romancière bekannt, und Rilke hatte diese Schönheit in Venedig – sie wandelte an Régniers Arm – schon vom Fenster des Palazzo Valmarana aus bewundert.<sup>36</sup> Catherine Pozzi gefällt sich keineswegs als Ratgeberin in Salon-Fragen. Sie selbst habe keine offizielle Etikette in der Literatur – sie sei von ihr umgeben, ohne sie zu betreten. Sie, die die Pariser Salons an anderer Stelle als »Bordelle des Geistes« bezeichnet, vermutet in einem ihrer letzten Briefe, Paul Valéry führe Rilke in sämtlichen Menagerien oder »Thiergärten« der Hauptstadt spazieren, vor allem wohl im Salon der bestgehaßten, nicht weit von Valéry wohnenden Jeanne Muhlfeld. Pozzi warnt Rilke vor der Dekadenz und Leere solcher Orte: »Denn Sie sind nicht von der Art dieser Leute, und um alles zu sagen, lieber Rilke, sie [diese Leute] sind, wie man in der Mystik sagt, ›nicht von Ihrem Himmel.«<sup>37</sup> In der Tat waren damals die Salons, so eifrig sie noch besucht sein mochten, im Niedergang begriffen. Sollte Pozzi Rilkes Besuche lenken oder gar seine mondänen Kontakte für ihn auswählen? Sie denke nicht daran, schreibt sie am 30. Januar an Rilke, der sich seit dem 7. Januar 1925 in Paris aufhält. Sie habe das Leben dieser Leute, auf deren Reden er anscheinend höre, kaum gestreift; und es sei ihr vorgekommen, als hätte sie in einem Zug die Seele ausgesogen,

33 CPO, 7.7.1924, S. 37: »Les quelques constantes qui nous font graviter, persistent, intactes, et à côté d'elles les mille infidélités semblent bien futiles.«

34 CPO, 21.8.1924, S. 65.

35 CPO, 9.1.1925, S. 78.

36 CPO, 21.8.1924, S. 68: »Je savais depuis longtemps qu'elle est délicieuse.« Seit dem Erscheinen der *Briefe an die Mutter* (2009) weiß man auch, daß Rilke Henri de Régnier in Venedig – »bei den Hohenlohe's« – getroffen hat, »den französischen Dichter und (seit vorigem Jahr, – also funkel-nagelneuen) – Akademiker«. BM 2, 29.5.1912, S. 152.

37 CPO, 9.1.1925, S. 77: »Car vous n'êtes pas de la race de ces gens-là, et pour tout dire, cher Rilke, ils ne sont pas, comme on s'exprime en mystique, ›de votre ciel.«



die man ihn nun zu trinken einlade. Den Valéry-Ton aufnehmend, schreibt sie, es handle sich um »Kandidaten der Intelligenz«, zur Erreichung dieses schwierigen Himmels fehle ihnen nur »Glaube, Mut, Bescheidenheit, Stolz und die Tollheit der Anstrengung ...«<sup>38</sup>

Im Jahr 1924, zur Zeit ihres Briefwechsels mit Rilke, muß sich Catherine Pozzi gleich mehreren Operationen unterziehen, und einmal glaubt sie, mit einem unsterilisierten Skalpell behandelt worden zu sein, eine Nachlässigkeit, die Rilke »nur noch in Paris und etwa in Spanien« für denkbar hält.<sup>39</sup> In diesem und in weiteren Briefen vom September 1924 an Nanny Wunderly-Volkart berichtet Rilke von der verzweifelten Furcht Valérys, der in den letzten Wochen oft gemeint habe, es sei um »M<sup>me</sup> P.« geschehen. Catherine Pozzi habe alles Vertrauen zu Pariser Ärzten verloren. Dr. Haemmerli habe zu einem Lausanner Arzt oder zu Professor Zangger in Zürich geraten; Rilke fragt Nanny nach ihrer Meinung.<sup>40</sup> Hierauf empfiehlt er Valéry zwei Schweizer Ärzte, anscheinend ohne Ergebnis, und erfährt von diesem im Oktober die traurige Nachricht, »daß der schwere leidende Zustand M<sup>me</sup> P's ganz unverändert sei.«<sup>41</sup> Sie selbst hält ihre Tage für gezählt, ihr Leiden für eine Agonie. Ende Jahr schreibt Rilke an Pozzi, er wisse, daß sie den »Weg der längsten Geduld durchschreite«, und fügt hinzu, er schäme sich ein wenig, sich selbst für ein geringeres Leiden so viel Pflege angedeihen zu lassen.<sup>42</sup>

Rilke schickt ihr Rosen und teilt Nanny am 28. Januar 1925 mit, er sehe alle Welt, *nur nicht* die beiden Menschen, die er gern täglich sähe (»*excepté les deux êtres que je voudrais voir tous les jours*«). Leidend sei nun auch Valéry. Madame Pozzi habe er ein einziges und erstes Mal besucht, es sei sanft und schmerzlich gewesen, sie sei »erloschen und glühend unter der armen Asche ihrer Krankheit.«<sup>43</sup>

Einen Tag zuvor hatte Pozzi an Rilke in deutscher Sprache geschrieben: »Lieber Freund, Es würde mich freuen, Sie wieder zu sehen – wenn die Damen Ihnen dazu Zeit lassen! Weiter geht mein Deutsch nicht! Aber die Blumen waren so schön, und ich konnte nicht einmal danken!«<sup>44</sup> Zu wie vielen Begegnungen es danach noch kam, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich ist ein Besuch Rilkes bei Catherine Pozzi im Februar. Am 5. März 1925 notiert Rilke in einem Brief an Nanny Wunderly jedenfalls, er habe »M<sup>me</sup> Pozzi« seit über drei Wochen nicht wiedergesehen. Und er verliere sie, es fehle ihm an Gleichgewicht, an Gleichmut des Herzens, um sie zu besuchen.<sup>45</sup>

38 CPO, 30.1.1925, S. 87: »il ne leur manque pour y arriver [...] que la foi, le courage, l'humilité, l'orgueil, la folie de l'effort ...«

39 An Nanny Wunderly-Volkart, 5.9.1924. NWV II, S. 1015.

40 Ebenda.

41 An Nanny Wunderly-Volkart, 27.10.1924. NWV II, S. 1029.

42 CPO, 28.12.1924, S. 75: »Je savais que vous passez par le chemin de la plus longue patience [...]. En pensant à vous j'ai un peu honte de me soigner tant pour si peu de chose.«

43 Wie Anm. 3.

44 CPO, 27.1.1925, S. 84.

45 An Nanny Wunderly-Volkart, 5.3.1925. NWV II, S. 1047: »M<sup>me</sup> Pozzi: je ne l'ai point revu [sic] depuis plus de trois semaines [...]. Et je la perd [sic], je ne me sens pas assez d'équilibre, assez de cœur égal pour la voir.«

Gleichmut und Gleichgewicht verlassen ihn, von Catherines Tuberkulose und Asthma abgesehen, wohl auch deshalb, weil sich ihr Verhältnis zu Paul Valéry wieder einmal dramatisch verschlechtert hat. In Rilke erblickt sie – man ist versucht zu sagen: naturgemäß – einen Verbündeten Valéry's, und dies versetzt ihn in eine peinliche Lage. Catherine Pozzi verreist im Juni nach Vence, Rilke bleibt bis zum 18. August 1925 in Paris, wo auch seine letzten Wochen recht umdüstert sein werden.

Im Dezember 1925 folgt ein letzter Brief Rilkes aus Muzot. Rilke schickt ihr ein Exemplar von Paul Valéry, *Gedichte*, übertragen durch Rainer Maria Rilke, im Insel-Verlag Leipzig erschienen. Die vorangestellte Widmung lautet, ins Deutsche übersetzt: »An Catherine Pozzi, an Karin, diese gehorsamen Überreste post-valéryanischer Schritte, über die Brücke des Schweigens, die trägt und verbindet.«<sup>46</sup> Sie schreibt ihm hierauf einen merkwürdigen letzten Brief, der ohne Antwort bleibt. Diesmal lobt sie nur die äußere Gestaltung, die schöne Bodoni-Schrift. Ihr liegt offensichtlich daran, einen Punkt zu klären. Was sie sei, betont sie, habe mit dem Gedicht *Les Pas* nichts zu tun. Ihr habe Valéry, anders als seiner frommen Gattin, nie etwas gewidmet, mit Ausnahme von *Eupalinos oder Über die Architektur*, dessen Widmung ihren Namen auf Griechisch trage: *PROS CHARIN*, in des Ausdrucks mehrfacher Bedeutung. Catherine Pozzi hatte im *Brief von Madame Émilie Teste*, den Valéry im Herbst 1924 veröffentlicht hatte, eine kodierte Hommage an dessen Frau Jeannie Gobillard gesehen. Dies war der entscheidende Grund für ihr Zerwürfnis mit Paul Valéry. Im November 1925, nach ihrer Rückkehr aus Vence, hatte sie Jeannie dann sogar eingeladen und ihr die Affäre mit Paul Valéry offenbart, in der Absicht, dem Verhältnis auf diese Weise ein irreparables Ende zu setzen. Der Trennungsversuch mißlingt allerdings, die Liebenden können nicht voneinander lassen und werden sich im Lauf des Winters 1926 versöhnen, bis ihre Beziehung 1928 dann wirklich zu Ende geht.

Aber noch sind wir bei diesem letzten Brief an Rilke, den Catherine Pozzi mit der Aussage schließt, sie habe an ihrem Rundfunkempfänger von ihm, Rilke, sprechen hören: ein Sender aus Stuttgart. Die Spulen ihres Selbst hätten indes nicht ausgereicht, die Wellen ihres Geräts seien zu schwach gewesen, um ihm ihre Initialen zu morsen, ihm, »dem Hörer jenseits der Grenze, auf daß er [ihr Name] Sie grüße, Mensch ohne Gesicht, Geist!«<sup>47</sup>

Hier stellt sich die Frage, ob der Ausruf »Mensch ohne Gesicht, Geist!« im Sinne Valéry's zu interpretieren sei. Geht es um das Verschwinden des Subjekts, den »Tod des Autors«, den Valéry der französischen Literaturtheorie der 60er und 70er Jahre vorausnimmt? Pflicht des Autors oder doch sein Ideal ist es in Valéry's Sicht, »zu verschwinden, er, sein Gesicht, seine Liebschaften und seine Händel«. Übrig bleibt allein das Werk in seiner Vieldeutigkeit. Catherine Pozzis Hinweis auf die Schwäche ihres inneren Senders oder Morseapparats legt allerdings eine andere Deutung

46 CPo, S. 88, Anm. 1: »A Madame Catherine Pozzi / à »Karin« / ces obéissants vestiges de pas post-valéryens, / par le pont du silence qui porte et relie: / RMR / (Muzot, en décembre 1925)«.

47 CPo, 27.12.1925, S. 91: »[...] à l'écouteur par delà ma frontière, afin qu'il vous salue, homme sans visage, esprit!«



nahe. Das Bild scheint zu besagen, daß die Beziehung Pozzi-Rilke nie so recht zum Persönlichen vorgedrungen ist und daß sich die beiden Briefpartner fremd geblieben sind. Rilke ist für sie letztlich unfassbar, ein Mensch ohne Gesicht, ein Geist.

Hinzu kommt – wie gesagt –, daß Catherine Pozzi Rilke bei ihrem Zwist mit Valéry auf dessen Seite glaubt. In Rilke bewundert sie den hochmusikalischen Dichter und Übersetzer, mit ihm teilt sie den Sinn für das Irrationale, vermißt aber zugleich jene unerbittliche Strenge des Denkens, die ihr Valéry zum wesensnahen Freund macht. Mit ihrem Glauben an ein psychophysisches Kontinuum ist sie im Grunde gar nicht so fern von Rilke, der in allem, was ist, unterschiedliche Schwingungszahlen annimmt. Man kennt die einschlägige Stelle aus dem Hulewicz-Brief vom 13. November 1925: »Da die verschiedenen Stoffe im Weltall nur verschiedene Schwingungsexponenten sind, so bereiten wir, in dieser Weise, nicht nur Intensitäten geistiger Art vor, sondern wer weiß, neue Körper, Metalle, Sternnebel und Gestirne.«<sup>48</sup> Dieser Satz klingt beinahe nach Catherine Pozzi, sie hätte ihm zustimmen können, wäre da nicht der Umstand, daß er bei Rilke unter die Oberhoheit der Poesie gestellt ist. Die demiurgische Potenz fällt hier dem Dichter zu, in Pozzis Augen, so steht zu vermuten, eine Vermessenheit.

Am 29. Dezember 1926 erfährt Catherine Pozzi durch Paul Valéry<sup>49</sup> vom Tod Rilkes. Sie notiert in ihr Tagebuch:

»V. [Valéry] ruft an. Es ist halb 11 Uhr vormittags. Man teilt mir mit, daß Rilke gestorben ist. / Rilke, von ihm erhielt ich kein Zeichen mehr. V. hatte ihn 1924 gebeten, mir ein Buch zu schicken, und wir schrieben uns danach ziemlich oft. Er war zu mir gekommen, als ob ich das Große Abenteuer gewesen wäre ... Botin eines Himmels. / Zum Zeitpunkt meiner Armoperation bekam ich in Seidenpapier eingewickelt und mit den hübschesten Bändern zwei Rosen aus Muzot, »esoterische« Briefe. Er kam mich besuchen, als ich mich zwischen Leben und Tod abmühte. Sicher habe ich für ihn eine Eloa seines Satans verkörpert. Später wußte ganz Paris (zwanzig Personen), daß ich es ablehnte, Valéry zu empfangen, der sich darüber beklagte und sich »wunderte«. Rilke wußte es. Rilke hat ebenso wie Paris auf Untreue, auf Feindschaft oder auf Launen geurteilt! Rilke zögerte nicht, zu verdammen, was ihm so leicht als *bewundernswert* hätte dargestellt werden können. Und als sein Freund, trotz der Seele, wieder zu meinem Ich geworden ist, haben wir keine Anzeigen geschickt.«<sup>50</sup>

Diese »Eloa« des Satans geht auf ein gleichnamiges Gedicht Alfred de Vignys (1824) zurück. Eloa ist dort die Schwester der Engel, geboren aus einer Träne Christi, die vor dem Leichnam des Lazarus vergossen wurde. Von Mitleid erfüllt, will sie Luzi-

48 RMR: *Briefe in zwei Bänden*. Hrsg. von Horst Nalewski. Frankfurt a. M. und Leipzig 1991. Bd. II, S. 376.

49 Valéry selbst hatte die Nachricht durch Rilkes Arzt im Sanatorium Val-Mont, Dr. Theodor Haemmerli, erfahren. Er notiert in seine *Cahiers*: »Un télégramme m'annonce la mort de Rilke.« Dr. Haemmerli wird Valéry Ende 1928 in Paris aufsuchen und ihm von den letzten Lebenswochen seines Freundes berichten, der ständig von ihm, Valéry, gesprochen habe. Jarrety, S. 648.

50 Catherine Pozzi: *Paul Valéry – »Glück, Dämon, Verrückter«*. *Tagebuch 1920–1928*. Hrsg. und aus dem Frz. übers. von Max Looser. Frankfurt a. M. 1995, S. 291 f.

fer retten, steigt zur Hölle ab und wird von den falschen Tränen eines jungen und traurigen Engels zum Mitleid verführt. Dieser entpuppt sich als Satan und reißt sie mit in den Höllensturz. Eine Analogie, auf die Rilke gewiß nicht gekommen wäre.

Am Ende ihres Tagebucheintrags zitiert Catherine Pozzi aus dem Aufsatz eines Hellenisten über das orphische Paradies<sup>51</sup> den Satz: »Der Gott des Blitzes wirft die Seelen in den Raum wie ein plötzliches Wetterleuchten oder wie Sternschnuppen.« »Das ist sehr bewegend für mich«, fährt sie fort, »wegen der Erinnerung an den Tag, als ich dort oben war, ohne es später jemals zu wagen, den Bericht darüber zu schreiben. Wozu übrigens? Mir liegt zuviel an meiner *self-composure*, um mich zum Medium zu machen oder auch nur zur ›Visionärin‹. Solche Erfahrungen macht man, ohne sie zu erzählen. Sie sind für die Rilkes denen man sie nicht anvertraut.«<sup>52</sup> Vielleicht deshalb nicht, weil sie von ihm, bei aller Empfänglichkeit für Erlebnisse dieser Natur, am Ende wohl doch nur psychologisch gedeutet und aus dem Reich des Metaphysischen verwiesen würden.

Am 18. Dezember 1928 erinnert sich Catherine Pozzi in einem Brief an Ernst Robert Curtius dankbar an Rilkes Menschlichkeit. Als die Zeit der Verzweiflung über sie gekommen sei, habe er ihr zwei Rosen aus Muzot geschickt.<sup>53</sup> Im Tagebuch-Eintrag vom Oktober 1933 zählt sie Bonnard, Valéry, Colette, Gide, und man staune: Anna de Noailles zu den wenigen vier bis fünf bedeutenden Schriftstellern ihrer Zeit. Dazu kommen Passagen von Giono, Giraudoux, Supervielle *et minores*, Stefan George, Rilke, Katherine Mansfield und Rupert Brooke.<sup>54</sup>

\*

Es bleibt an dieser Stelle nur wenig Raum für die Erörterung einer Frage, die sich ohnehin nur spekulativ und partiell beantworten läßt, der Frage nämlich, was Rilke an Paul Valéry dermaßen angezogen und begeistert habe. Vermutlich hatte Max Rychner nicht unrecht, als er 1927 schrieb: »Es ist nichts weniger als natürlich, daß Rilke von diesem Dichter angezogen wurde, bei dem das Bewußtsein ein magischer poetischer Bereich ist, wie bei Rilke die Empfindungssphäre. Die leichteste, daher etwas mißliche Erklärung ist, daß Rilke sich durch Valéry ergänzt fühlte, daß er bewunderte, was ihm mangelte – so wie seine ergebene Bewunderung für Rodin aus Mangel mitbedingt sein mochte.«<sup>55</sup> Dieser Erklärungsversuch bedürfte der Differen-

51 Henri Alline: »Le paradis orphique«. In: *Xenia*. Hommage international à l'Université Nationale de Grèce. Athen 1912, S. 94-107.

52 Pozzi: *Paul Valery* (wie Anm. 50), S. 292. Catherine Pozzi spielt hier auf eine außerkörperliche (OBE-)Erfahrung an, die sie im Winter 1918 in Montpellier hatte, aber erst 1933, ein Jahr vor ihrem Tod, aufzuschreiben wagt.

53 Catherine Pozzi: *Journal 1913-1934*. Préface de Lawrence Joseph. Éd. établie et annotée par Claire Paulhan. Paris 1987, S. 472: »Un jour qu'il était temps de désespérer, il m'a envoyé deux roses. Je ne sais comment elles ont pu arriver, fraîches encore d'un matin de montagne. Je le connaissais à peine. Nous étions engagés vers le même pays, il y est déjà et je fais à l'institut Pasteur un certificat de chimie.«

54 Ebenda, S. 630.

55 Max Rychner: »Rilke« (1927). Danach in: *Aufsätze zur Literatur*. Zürich 1966, S. 341-368, hier S. 345.

zierung, doch weist er – so »mißlich« und leicht er auf den ersten Blick anmutet – in die richtige Richtung. Ich glaube in der Tat, daß Rilkes Erfahrung und Schilderung des kreativen Prozesses, die das passive, inspirative, vom »Andrang übergroßer Kräfte« (an Gräfin Manon zu Solms-Laubach, 12.1.1912) gelenkte Moment einer spannungsvollen Überwältigung im Übermaß betont und demgegenüber – zumal in den späteren Jahren – im Schatten läßt, was an Arbeit, Leistung, Handwerk und Können hinzugehört, von Kalkül nicht zu reden, daß also eine solche Einseitigkeit des Erlebens und Darstellens<sup>56</sup> irgendwann nach Ausgleich und Balance ruft, und sei dies im Unausgesprochenen oder nur halb Bewußten. Unbestreitbar trifft auf Rilkes produktive Phasen zu, was er Erwein von Aretin am 7. August 1915 geschrieben hatte: »Pathmos ist eine dürre Insel, und es ist ein trübes Ansehen auf ihr, wenn einen nicht das ungeheuerste Diktat überstürzt, daß man ihm mit beiden Händen nachschreibe ...«<sup>57</sup> Und doch kennt Rilke neben der Hingabe an die Erschütterungen der Inspiration, an das »unvorsehlich Aufkommende, das aus den Tiefen Begeisterte«<sup>58</sup> auch einen »antidotischen Instinkt«, wie er es im selben Brief an Aretin nennt, einen Instinkt, der ihn nach Astronomie, Mathematik, Ordnung und stringentem Denken verlangen läßt, als Gegengift gegen das »Vague und Grenzenlose«.<sup>59</sup> Solche Antidota waren Valéry, neben aller künstlerischen Herrlichkeit, in reichem Maß gegeben. Maja Goth spricht vom Ausgleich aller schöpferischen Funktionen, den Rilke bei seiner Berührung mit Valérys Werk gespürt habe.<sup>60</sup> Rilke selbst bestätigt diesen Gedanken in einer Briefpassage, die seine – von Valéry so nicht geteilte – Inspirationspoetik mit der Vorstellung eines Dichter-Magiers (Valéry) verbindet, der, als Meister in die eigene Wesensmitte gerückt, frei über seine »Diktate« waltet:

»Quel délice que de voir faire un poète qui n'est pas le prisonnier de sa poésie [sic], qui rentre dans une position centrale pour redevenir, à son tour, le maître de ces dictées qui d'abord avaient demandées [sic] toute sa [sic] obéissance.«<sup>61</sup>

Was Rilke an Valéry bewundert, ist in vielen Äußerungen nachzulesen, ich erinnere zunächst und vor allem an jenes mehrfach beschworene »tiefe Ausgeruhtheit, über das niemand von uns verfügen kann«.<sup>62</sup> Valérys Werk, so Rilke an Sidonie Nádherný, hole einen Teil seiner Macht aus dem Umstand, »daß er durch mehr als

<sup>56</sup> In seinem Brief an Lou Andreas-Salomé vom 4.7.1914 spricht allerdings auch Rilke von der »abwechselnde[n] Hingabe und Beherrschung eines produktiven Moments«. RMR/LAS: *Briefwechsel* (wie Anm. 24), S. 344.

<sup>57</sup> RMR: *Der Dichter und sein Astronom. Der Briefwechsel zwischen RMR und Erwein von Aretin*. Hrsg. von Karl Otmar von Aretin. Frankfurt/M. 2005, S. 47.

<sup>58</sup> An Elizabeth de Waal, 20.3.1922. RMR: *Briefe* (wie Anm. 48), S. 242.

<sup>59</sup> RMR: *Der Dichter und sein Astronom* (wie Anm. 54), S. 47.

<sup>60</sup> Maja Goth: *Rilke und Valéry. Aspekte ihrer Poetik*. Bern und München 1981, S. 52. Besonders hingewiesen sei auf das erhellende Kapitel »Intellekt und Inspiration«, S. 40–61.

<sup>61</sup> An Dory Von der Mühl, 15.6.1926. RMR: *Briefe an Schweizer Freunde*. Hrsg. von Rätus Luck unter Mitarbeit von Hugo Sarbach. Frankfurt a. M. 1994, S. 493. Übers.: »Welch ein Genuß, einen Dichter am Werk zu sehen, der nicht Gefangener seiner Dichtung ist, sondern an eine zentrale Stelle rückt, um dort, wenn die Reihe ihn trifft, wieder Meister jener Diktate zu werden, die davor all seinen Gehorsam erfordert hatten.«

<sup>62</sup> An Lou Andreas-Salomé, 13.1.1923. RMR/LAS: *Briefwechsel* (wie Anm. 24), S. 455.

zwanzig Jahre, als Künstler geschwiegen hat, so daß seinem, in den reifsten Jahren wieder zu sich gekommenen Wort ein Ausgeruhtsein innewohnt, das, in unserer, der Verhaltung entfremdeten Zeit, ohne gleichen scheint.«<sup>63</sup> Die Macht »dieser langmütigen Enthaltung«<sup>64</sup> ist ein Element, das ihn, den lange Harrenden, beeindruckt. Das Wort vom »tiefen Ausgeruhtsein« legt den Schluß nahe, daß Rilke in besonderer Weise von Valérys Kunst der Diastole nach Spannungsbögen hingerissen war, von der »arabesken« Behandlung der Sprache im Zusammenspiel von Syntax und Metrik, vom Echoraum »ondulierender« Verse.<sup>65</sup> Das subtile Gleichgewicht von Ruhe und Bewegung, Sinn und Form, *attente* und Erfüllung in seinen Gedichten ist durchstrahlt vom Glanz der Bilder und der mediterranen Klarheit eines anders garteten Denkens.<sup>66</sup> Die Leuchtkraft dieser mit Tiefe gepaarten Helle ist bezwingend: »[...] so klar erscheint er da, wo die Tiefe der anderen sich nur auf Kosten der Deutlichkeit offenbart«, lesen wir denn auch in einem Brief Rilkes an André Gide.<sup>67</sup> Dabei schaffen Nähe und Abstand gleichermaßen die Spannung, die notwendig scheint, um bei Rilke eine vermittelnde Produktion solcher Breite und Intensität in Gang zu setzen. Er bezeugt dies selbst in einem Brief an Veronika Erdmann:

»[...] es ist sehr möglich, daß ich mich (sowie meine Gesundheit befestigter ist) weitergehen lasse in der vermittelnden Produktion, zu der mich dieses in seinen Dimensionen und in seiner Spannung unvergleichliche Werk auffordert: durch seine Nähe sowohl, wie auch durch den reinen inneren Abstand, der mir Maßmittel an die Hand gibt, wie sie ein bloßes Gleichgerichtetsein nie gewähren könnte.«<sup>68</sup>

Daß nichts dazu nötig, ein fruchtbares Mißverständnis oder mangelnde Klarsicht anzunehmen,<sup>69</sup> beweisen auch zwei Briefe an Antoinette de Bonstetten aus dem Jahr 1924, in denen Rilke sehr genau in Worte faßt, was ihn von Valéry unterscheidet. Er gibt Antoinette, die sich von Valéry etwas enttäuscht zeigt, zu bedenken, daß Valéry, nachdem er jener anderen Göttin (der Dichtung) gehorcht habe, nun vielleicht wieder zur »splendide intelligence« zurückgekehrt sei. Man wird ergänzen dürfen: zu einer *splendid isolation* des Bewußtseins. Es sei im Übrigen kein Zufall, daß sich Valéry in seiner Jugend bei Leonardo da Vinci aufgehalten habe, der in der Kunst auch nur *eine* von vielen Möglichkeiten gesehen habe, sich im Wesentlichen zu

63 An Sidonie Nádherný von Borutin, 3.12.1925. RMR/SNB: *Briefwechsel 1906-1926*. Hrsg. von Joachim W. Storck. Göttingen 2007, S. 397.

64 An Franz Xaver von Moos, 30.12.1921. RMR: *Briefe* (wie Anm. 48), S. 207.

65 Vgl. Stephanie Bung: *Figuren der Liebe. Diskurs und Dichtung bei Paul Valéry und Catherine Pozzi*. Göttingen 2005, S. 193 ff.

66 An Merline, 24.12.1921. RMR/Merline: *Correspondance* (wie Anm. 29), S. 387: »N'est-ce pas exquis, plein de mesure et d'un jeu d'esprit si dégagé et si délicieusement surveillé en même temps!?«

67 An André Gide, 28.4.1921. RMR/Gide: *Briefwechsel 1909-1926*. Wiesbaden 1957, S. 115. Im Original: »[...] tant il paraît clair là, où la profondeur des autres ne se découvre qu'au prix d'une certaine obscurité.«

68 An Veronika Erdmann, 10.3.1926. In: RMR: *Briefe aus Muzot 1921 bis 1926*. Hrsg. von Ruth Sieber-Rilke und Carl Sieber. Leipzig 1935, S. 361.

69 Allein schon Rilkes gründliche Kenntnis der damals vorliegenden Werke Valérys schließt diese Möglichkeit meiner Meinung nach aus.

üben. »Wenn man von den Gesetzen zurückkehrt«, so Rilke, »erscheint die Gefühlswelt vermutlich als recht beiläufige Sache, die man weder zu zeigen noch anzusprechen geneigt ist.«<sup>70</sup> Das »Unsichtbare« komme jedoch im persönlichen Gespräch zum Vorschein. Der erhabene Dichter, der Valéry diskret bewohne, lasse sich dabei nicht verbergen. Rilke staunt über die so unterschiedlichen und unvereinbaren Aspekte von Valérys Persönlichkeit, die Wandlungen des Ausdrucks in ein und demselben Menschen, die ihn von einem Augenblick zum andern veränderten und seinem Ich zu entreißen schienen, um ihn alsdann wieder seinem regulären oder vorherrschenden Zustand (»état établi«) zurückzugeben.<sup>71</sup>

In einem weiteren Brief an diese Empfängerin kommt Rilke im Zusammenhang mit Valéry noch einmal auf das Gesetz und den Zufall zu sprechen, und damit schließt sich nun auch der Kreis meiner Betrachtung:

»Wenn ich's recht verstehe, ist es sein vollendeter Wunsch, den Zufall auszuschalten, was Valéry dazu veranlaßt, mutmaßliche Intentionen festzuhalten, die möglich und zugleich, schon durch ihr Ausgedrücktsein, unmöglich sind; denn wenn sich auch jedes Werk nach einem verborgenen Gesetz gestaltet, so bleibt dieses Gesetz doch unaussprechbar, solange es wirkt; und was man nachträglich entdeckt, ist nur eine Milchschwester jenes Gesetzes, von dem man zuzugeben beliebt, daß es gedient haben könnte.«<sup>72</sup>

»Die Natur ist es«, so sein Fazit, »die mit der größten Einfachheit hervorbringt, und dies, weil sie trotz allem noch verschont bleibt von unseren Entdeckungen und unserer Neugier, die ihr nachspürt, ohne sie in ihrem unausschöpflichen Geheimnis zu erreichen.«<sup>73</sup>

Für Rilke gilt demnach bei aller Bewunderung für Valéry und trotz »antidotischem Instinkt« weiterhin, was er 1912 an Lou geschrieben hatte:

»Ich stehe zu sehr auf Seiten meiner Natur, ich habe nie etwas von ihr gewollt, was sie nicht aus eigensten Antrieben groß und glücklich ausgab, fast über mich hinaus.«<sup>74</sup>

70 An Antoinette de Bonstetten, 12.4.1924. In: RMR: *Lettres autour d'un jardin*. Paris 1977, S. 20: »Si on revient des lois, l'émotivité semble probablement une chose bien accidentelle et on ne tient ni à la montrer, ni même à l'évoquer.«

71 Ebenda, S. 20 f.: »C'est cela qui m'occupe et m'étonne le plus ces dernières années: ces changements d'expressions dans le même être qui le transforment d'un moment à l'autre, soit qu'ils semblent l'arracher à lui-même ou, pour ainsi dire, le rendre à son état établi...«

72 An Antoinette de Bonstetten, 11.6.1924. Ebenda, S. 26: »Si je comprends bien, c'est son parfait désir d'éliminer le hasard qui entraîne Valéry à établir ces intentions supposées, possibles et à la fois impossibles par leur expression même; car si toute œuvre s'organise d'après une loi latente, cette loi reste inexprimable pendant qu'elle agit; et ce que l'on découvre après, n'est qu'une sœur de lait de cette loi dont on s'amuse d'admettre qu'elle aurait pu servir.«

73 Ebenda, S. 26.

74 An Lou Andreas-Salomé, 10.1.1912. RMR/LAS: *Briefwechsel* (wie Anm. 24), S. 243.